



sabrina  
janesch

ambra  
roman

a

aufbau

gehämmert. Nie zuvor hatte ich eine Leiche gesehen.

Um mich von der Erinnerung abzulenken, ließ ich den Bestatter alleine im Wohnzimmer sitzen – immer wieder zuckte er zusammen, wenn irgendwo das Trippeln von kleinen Füßchen zu hören war – und ging in die Küche, um mir ein Glas eiskaltes Leitungswasser zu holen.

Der Herr vom Beerdigungsinstitut beherrschte sich und rührte so lange in seiner Tasse Tee herum, bis ich mir alle erforderlichen Entscheidungen abgerungen hatte: Stein, Gravur, Foto ja oder nein, und am Ende sagte er tatsächlich, er habe meinen alten Herrn oft bei sich an der Auslage vorbeispazieren sehen, vor ein paar Jahren, daran könne er sich gut erinnern. Da wollte ich etwas sagen von wegen Aasgeier oder warum er ihn nicht direkt unter Vertrag genommen habe, dann wäre mir ja jetzt einiges erspart geblieben, aber ich presste die Lippen ganz eng aufeinander und verbat mir, pampig zu werden, so hatte Emmerich es immer genannt: pampig, und plötzlich fiel mir ein, dass ich nun so etwas wie die Letzte meiner Art war. Nicht, dass das schlimm wäre, nein. Auf dem Weg zur Ausgangstür blieb er nochmals stehen und fragte, ob ich sonst noch Hilfe gebrauchen könne, aber ich winkte ab. So oder so könne ich froh sein, sagte er zum Abschied und fuhr mit seinen Fingernägeln den verzogenen Türrahmen nach. In vielen Fällen habe man es mit Sonderwünschen zu tun, seitens der Verstorbenen, und das sei doch ein viel größerer Aufwand: etwa jemanden im Ausland zu beerdigen, in der Heimat Erde, ich wisse schon.

Nein, sagte ich, wir sind hier zu Hause, aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Beata Przybylla stand draußen im Garten ihres Vaters und winkte. Seit Jahren hatte ich sie nicht mehr gesehen, noch immer hatte sie die Sommersprossen, die ich als Kind so geliebt und heimlich in meinem Tagebuch kartographiert hatte. Ich hob kurz die Hand, dann schloss ich die Tür und ließ mich auf das Sofa fallen. Von der Decke seilte sich eine Spinne ab. Als sie den Esstisch erreicht hatte

und auf dessen Platte umherkrabbelte, spürte ich, dass ich diesen Ort verlassen musste, um nicht durchzudrehen.

Die Beerdigung war kaum mehr als eine unangenehme Unterbrechung meiner Klausur. Es regnete, daran erinnere ich mich, meine trockengeföhnten Haare waren innerhalb von wenigen Minuten wieder nass, von der Ebene her wehte ein scharfer Wind, und außer mir und dem erkälteten Pfarrer war niemand da, ich hatte keinen meiner Bekannten benachrichtigt.

Als ich eine Handvoll Erde auf seinen Sarg fallen ließ, hielt ich meine Augen geschlossen, lächerlich das dumpfe Geräusch, und als ich meine Augen wieder öffnete, trieb der Wind die Tränen in senkrechten Bahnen hin zu meinen Ohren. Ich wollte Emmerich nicht hier draußen lassen, er hätte es gehasst, hier, mit all den fremden Menschen um sich herum, tot oder lebendig. Wieder einmal hatte ich alles falsch gemacht, Vater war tot, das Studium längst beendet und nichts Neues in Sicht, zu viele Dinge waren zu Ende gegangen und zu wenige hatten ihren Anfang genommen.

An der Pforte hatten Przybylla und Beata auf mich gewartet, zum Grab selber hatten sie nicht kommen wollen, sie seien doch nur die Nachbarn gewesen und überhaupt ... Ich hatte schnell genickt und mir die Tränen aus dem Gesicht gewischt. Przybylla hatte weiter geredet, ich habe vergessen, was, ich hatte an meine Kommilitonen denken müssen, die früher als ich mit dem Studium fertig geworden und in andere Städte gezogen waren. Bei mir, hatte ich gedacht, wies alles abwärts, meine Erwartung an die nächsten Jahre war so grau und erdrückend wie der Himmel über der norddeutschen Tiefebene.

Als mich der Notar anrief und sagte, wir müssten über die Wohnung reden, die Emmerich mir vermacht habe, lachte ich laut auf und erschrak über die Stille, die sich danach im Erdgeschoss ausbreitete. Emmerichs Zimmer hatte ich verschlossen und vermied es,

hineinzugehen. Seit der Beerdigung kannten die Mäuse kein Halten mehr und hatten sein altes Refugium zu ihrem Kerngebiet erklärt, jedes Auslegen von Gift oder Fallen war zum Scheitern verurteilt: Es waren einfach zu viele kleine Leiber, die sich nachts wie tags auf und unter dem Bett tummelten und sich durch Emmerichs alte Federwäsche fraßen.

Das muss ein Missverständnis sein, sagte ich zu der sonoren Stimme im Telefon, wir wohnen zur Miete, und das Einzige, was mein Vater mir vermacht hat, ist eine Rumpelkammer voll mit Insektiziden und morschen Gartengeräten.

Hat er Ihnen nie von dem Eigentum erzählt? Der Notar, ein Herr Kiesemöller, von dem ich nie zuvor gehört hatte, klang verwundert. Unter diesen Umständen sollten wir uns vielleicht doch besser bei ihm im Büro treffen. Er habe das Testament hier auf seinem Tisch, und da stehe alles ganz deutlich: Tochter Kinga – das sei doch ich? –, Art der Wohnung, Name der Stadt. Ich wiederholte, dass es sich dabei um ein Missverständnis handeln müsse, und nach einer kurzen Pause fragte ich ihn, ob nicht er vorbeikommen könne, seit der Beerdigung litte ich unter einer gewissen Unbeweglichkeit. Ich könne mich einfach nicht aufraffen, seelisch wie körperlich.

Schon gut, sagte Herr Kiesemöller. Ich komme.

Ich fand den Atlas im untersten Regalfach. Emmerich hatte ihn mit Klebefolie eingeschlagen, die überall Blasen geworfen hatte. Als ich ihn aufschlug, fielen mir etwa zwei Dutzend ausgeschnittene und mit blauem Kugelschreiber datierte Zeitungsausschnitte entgegen, die sich allesamt mit der Stadt beschäftigten. Ich überflog sie kurz und legte sie auf den Tisch, etwas verwundert, dass Emmerich noch in diesem Jahr Ausschnitte gesammelt hatte. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass er noch Zeitung las. Ich hatte angenommen, er war lediglich zu eitel oder zu vergesslich gewesen, sie abzubestellen.

Das Meer auf dem Papier war von einem kräftigen Cyanblau, über das sich mehrere Fingerabdrücke verteilten. Als Kind war mir die Stadt wie ein unvorstellbar weit entfernter Ort vorgekommen, es enttäuschte mich ein wenig, zu sehen, dass sie kaum tausend Kilometer entfernt lag. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Stadt wie jede andere, ein bisschen Altstadt, ein bisschen viel Vorstadt, das Übliche eben. Ich seufzte.

Kaum hatte ich den Atlas zugeschlagen, klingelte es bereits, und der Notar wartete auf Einlass. Auf dem Tisch stand noch immer die Tasse des Bestatters, aber wie gesagt, die Unbeweglichkeit. Kiesemöller schlug sofort seine Unterlagen auf.

Höchst interessant, sagte er, das Ganze, höchst interessant, so eine Immobilie im Ausland. Seine Familie stamme übrigens aus derselben Gegend. Städte am Meer hätten doch das gewisse Etwas, auch wenn sie so arg im Krieg gebeutelt worden waren wie jene ... Ob ich schon einmal dort gewesen sei, überhaupt? Herr Kiesemöller schob mir Emmerichs Testament über den Tisch, zusammen mit ein paar Dokumenten, auf denen Grundrisse und Quadratmeterzahlen zu sehen waren.

Das ist unmöglich, sagte ich, und dann sagte ich für einen Moment gar nichts mehr.

Wenn mein Vater Immobilien besessen hätte, hätte er mir davon erzählt. Dann wäre doch mehr Geld in der Kasse gewesen, dann hätten wir nicht so knapsen müssen, nein, Wohnungen tauchten nicht einfach so auf, und schon gar nicht in der Stadt am Meer, Emmerich hatte mir so oft von ihr erzählt, da wäre doch irgendwann mal ein Wort über eine Wohnung gefallen.

Nein, keinesfalls, antwortete Kiesemöller. Ihr Herr Vater hat übrigens vorausgesehen, dass Sie so reagieren würden. Er bittet - nachträglich, wenn Sie so wollen - um Verzeihung, aber er habe den

Mietzins den Verwandten überlassen wollen. Hatte ein gutes Herz, Ihr Vater. Sie müssen ihn verstehen. Eigentlich hatte er die Wohnung längst der Verwandtschaft überschreiben wollen. Zurückgeben, gewissermaßen. Er hatte sie selber erst vor wenigen Jahren geerbt. Lassen Sie mich nachsehen - von einem gewissen Marian Mysza. Erstaunlich, nicht wahr? Letztendlich wollte er diesen Schritt aber Ihnen überlassen.

Ich stierte auf die Tasse und dann auf die Fensterscheibe. Eine Hummel war mit einem lauten *pock dagegen* geflogen und wuselte draußen auf dem Sims, vom Zusammenstoß mit dem Glas betäubt.

Welche Verwandtschaft?, fragte ich, und Herr Kiesemöller sah mich an, als hätte ich ihn gefragt, ob ich mich noch immer auf dem Planeten Erde befände.

Das mit dem Telefonat erledigte Herr Przybylla. Einmal ins Haus gelassen, wollte er gar nicht wieder gehen; es erfüllte ihn wahrscheinlich mit tiefer Genugtuung, plötzlich zu erfahren, dass sein Widersacher selber polnische Familie hatte, sie aber lieber verschwiegen hatte - wahrscheinlich, sagte er, habe für meinen Vater das traurige Häuflein, das nach dem Krieg beschlossen hatte zu bleiben, nicht gezählt. Genauso wenig interessierte sich der polonisierte Teil für die Abtrünnigen, die nichts Besseres zu tun gehabt hatten, als nach Deutschland zu fliehen. Ausgerechnet! Mischa, sagte er, dieser Name sei ihm doch gleich verdächtig vorgekommen, natürlich, das sei es: Mysza! Herr Mäuseherz hatte sein letztes Geheimnis offenbart, und Herr Przybylla konnte seinen Großmut dadurch beweisen, dass er dem Töchterlein aus der Patsche half. Ich hatte ihm verschwiegen, dass ich seit drei Semestern einen Polnischkurs an der Universität belegt hatte, aus Protest meinem Vater gegenüber, aber telefonieren, nein, das traute ich mich nicht. Wahrscheinlich aber hätte ich mich auch nicht auf Deutsch getraut, den